

# DIE FACKEL

---

Nr. 98

WIEN, MITTE MÄRZ 1902

III. JAHR

---

## Hört! Hört! <sup>1</sup>

(Zum Kapitel— »Unlauterer Wettbewerb«)

*Konrad Cosack*, Lehrbuch des deutschen Handelsrechts. Seite 99. Unlauterer Wettbewerb (Gesetz v. 27. Mai 1896). »Auch die sogenannten 'geschäftlichen Mitteilungen', welche selbst unsere großen Zeitungen zu bringen sich nicht schämen, gehören hierher. Sie sind nach ihrer ganzen Fassung darauf berechnet, den unkundigen Leser glauben zu machen, es gebe die Zeitungsredaktion selber oder doch ein Unparteiischer ein günstiges Urteil über das Geschäft ab; dies ist aber unwahr, da das Urteil tatsächlich von dem Geschäftsinhaber selber abgefaßt und der Zeitung gegen Bezahlung eingesandt ist; diese Reklame ist also nach Sinn und Wortlaut des Gesetzes verboten, *selbst wenn der Inhalt jenes günstigen Urteils zutreffend sein sollte.*«

Wenn unser Parlament mit dem »unlauteren Wettbewerb« Ernst macht, dann ist Hoffnung vorhanden, daß der frechste Betrug, der je am Staatssäckel verübt ward, die Defraudation des Zeitungsstempels, halb gesühnt werden wird. Der Inseratenteil wird, wenn er schon die so wünschenswerte Besteuerung nicht zu fürchten hat, sich auf eine erhebliche Einbuße und auf eine scharfe strafrechtliche Kontrolle gefaßt machen müssen. Die Herren Verantwortlichen, die unter dem Protektorat eines unglaublichen Preßgesetzes unentwegt die »pflichtgemäße Obsorge« für den redaktionellen Teil vernachlässigen dürfen, werden unter dem Damoklesschwert des unlauteren Wettbewerbs, das die Annoncenrubriken bedroht, nicht allzuleicht durchschlüpfen können. Daß den wüsten Orgien der freien Konkurrenz und des Reklameschwindels, deren Schauplatz die rückwärtigen Abteilungen der Tagespresse sind, ein legislativer Dämpfer droht, ist eine ausgemachte Sache, wiewohl allem Anschein nach das Haar der Anna Csillag noch etliche Meter wachsen dürfte, bevor aus dem Parlamentschaos ein vernünftiges und volksfreundliches Gesetz erschaffen wird. Aber die aus einem Lehrbuch des deutschen Handelsrechts zitierte Stelle soll die zu ernster Hilfe Entschlossenen auf jene verschämte und darum bei weitem unverschämtere Art verweisen, in der unsere Zeitungen dem unlauteren Wettbewerb ihre Spalten öffnen. Interessant

---

1 \*) Unter diesem Aviso, das sich unseren Gesetzgebern am leichtesten einprägt, will die 'Fackel' Ergänzungen zu den in Beratung stehenden oder angekündigten Gesetzentwürfen geben und bittet um die Unterstützung unabhängiger Fachmänner. Unlauterer Wettbewerb und Preßreform kommen wohl zunächst in Betracht. [KK]

ist, daß der Kommentator schon die bloße Tatsache, daß eine Redaktion gegen Bezahlung die Selbstanzeige einer Firma für Kritik ausgibt, unter den Begriff »unlauter« gefaßt wissen will. Es komme gar nicht darauf an, ob die Empfehlung der Ware eine berechnete sei; die bloße Vorspiegelung des unparteiischen Urteils sei strafbar. Welche Fülle von Tatbeständen böte da nicht der Textteil unserer Zeitungen, die nicht etwa als »Geschäftliche Mitteilung«, sondern oft in Form einer neckischen Causerie und unter den lockendsten Feuilletoniteln die Anpreisung von Waren betreiben! Daß Herr Sandor Jaray sein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes Badezimmer unter den verschiedensten Chiffren bespricht, die den Leser glauben machen sollen, daß abwechselnd die diversen Kunstkritiker, Herr Servaes, Herr Hevesi und Herr Stern, nach genommenem Bade den Schöpfer loben, ist als typischer Fall in der 'Fackel' bereits erwähnt worden. Wie aber wird unter dem Gesichtswinkel des Preßparagrafen, den das Gesetz über den »unlautern Wettbewerb« enthalten muß, erst der liebliche Usus zu beurteilen sein, der *Kaiserworte* zu den offenkundigsten Reklamezwecken verwertet, für *Kaiserworte* administrativen Lohn einkassiert, *Kaiserworte* je nach der Zahlungswilligkeit des industriellen Kunden verstärkt oder abschwächt und *Kaiserworte*, die nicht honoriert werden, zur Gänze unterdrückt? Daß aber *Kaiserworte* auch zur Gänze *erfunden* werden können, hat neulich der Fall eines Silberwarenhändlers gezeigt, den der Monarch gelegentlich des Besuches einer Ausstellung mit keiner Ansprache beehrt hatte, der aber in den Augen einer von der 'Neuen Freien Presse' bedienten Öffentlichkeit nicht hinter der Konkurrenz zurückstehen wollte und sich darum das kaiserliche Lob, das ihm vorenthalten ward, beherzt und gegen Erlag einer Ausnahmestaxe selbst gespendet hat. Wie tadellos der administrative Apparat funktioniert, beweist auch die »Ausstellung der Hausfrau«, in der neulich in Ermangelung des Kaisers eine Gräfin Attems zu einem einträglichen »Rundgang« benützt wurde. Eine schlichte Gräfin nur — aber sie war doch bei dem Objekt einer Grammophon—Aktiengesellschaft »angenehm überrascht« und »zeichnete« den Vertreter einer andern Firma »durch eine Ansprache lobend aus« ... Überblickt man heute die »Kleine Chronik« einer Sonntagsausgabe der 'Neuen Freien Presse', so gewinnt man den Eindruck, daß noch einmal mit tausend administrativen Fangarmen hastig zusammengegriffen werden soll, was in den mageren Jahren eines gesetzlich überwachten Reklamewesens ach! so schwer erreichbar sein wird. Der sich gräßlich mühende Sonntagshumorist, dessen Rede von den Schweißperlen des Geistes funkelt, scheint in einem riesigen Warenbazar zu stehen und hat die Aufgabe, die harrenden Kunden zu unterhalten, die hier alles beziehen können: Regenschirme, Feigenkaffee und magische Wunder. Und wünscht einer Teppiche, so wird ihm als »Hof— und Personalnachricht« vielbedeutend verkündet: »Herr S. Schein hat für längere Zeit eine Einkaufsreise nach dem Orient unternommen« ...

Freundlicher Leser! Der du noch immer die Zeitung für ein von geheimnisvoller Macht Erschaffenes, aus pythischem Munde Weisheit Kündendes, beim Morgenkaffee plötzlich Daliegendes hältst, der du vom Offenbarungsschauer dich angewehrt und der Ewigkeit näher fühlst, wenn Löwy oder Müller im Wir—Ton leitartikeln — besinne dich, daß all dein Respekt nur der Namenlosigkeit gilt, und vergiß nicht, was Schopenhauer schon vor Gründung der 'Neuen Freien Presse' geschrieben hat:

»Eine besonders lächerliche Impertinenz solcher anonymer Kritiker ist, daß sie, wie die Könige, per Wir sprechen; während sie nicht nur im Singular, sondern im Diminutiv, ja, im Humilitiv reden sollten, z. B. 'meine erbärmliche Wenigkeit', 'meine feige Ver-

schmitztheit', 'meine verkappte Inkompetenz', 'meine geringe Lumpazität' usw.« (Parerga und Paralipomena, II. Bd. <sup>1</sup>)

Und wähnst du, der Unbekannte, der dir Meinungen eingibt, sei ein anderer als der, so da gleich daneben Regenschirme, Feigenkaffee und magische Wunder offeriert? Werde mißtrauisch, und einer von Druckerschwärze fast schon zerfressenen Kultur winkt die Errettung. Lasse den Zeitungsmenschen als Nachrichtenbringer und kommerziellen Vermittler sich ausleben, aber peitsche ihm den frechen Wahn aus, daß er von einer Kanzel herab zu versammeltem Volke spreche und berufen sei, geistigen Werten die Sanktion zu erteilen. Nimm das gedruckte Wort nicht ehrfürchtig für bare Münze! Denn deine Heiligen haben zuvor für das gedruckte Wort bare Münze genommen.

\* \* \*

[Herr v. Koerber über die Möglichkeit einer Ordenserwirkung]

**D**ie gegen den Gesandten *Neriman* Khan, der Persien wiederholt erfolgreich auf Carltheaterbällen vertreten hat, im Parlament erhobenen Anwürfe sind kürzlich von dem Ministerpräsidenten mit jenem Nachdruck zurückgewiesen worden, welchen die Rücksicht auf die »befreundete Macht«, die sonst wahrscheinlich sofort den Krieg erklären würde, immerdar erfordert. Herr v. Koerber spricht bei solchen Gelegenheiten mit einer Energie, die nicht nur den Einzelfall zu berichtigen, sondern auch die Möglichkeit zu bestreiten scheint, daß ein persischer Gesandter überhaupt und an und für sich seine Zollfreiheit zu einem Teppichhandel und seinen Einfluß zu Ordensgeschäften mißbrauchen könnte. Ja, Herr v. Körber geht noch weiter. Er leugnet, daß der »geschäftsmäßige Verkauf persischer und österreichischer Orden im *allgemeinen* oder an einzelne namhaft gemachte Personen« vorkommen und daß außer dem wahren Verdienst noch irgend etwas auf der Welt die Verleihung eines Ordens bewirken könne. »Mit aller Entschiedenheit« tritt er einer solchen Annahme entgegen und verweist darauf, »daß der Erstattung alleruntertänigster Auszeichnungsanträge in jedem Falle die *genauesten Erhebungen* über die Persönlichkeit und die *Verdienste* des Auszeichnenden vorangehen und daher die *Möglichkeit* einer Ordenserwirkung, welche sich *nicht* auf solche Tatsachen stützt, die den Auszuzeichnenden *der a. h. Gnade durchaus würdig erscheinen lassen*, schon vom Standpunkte der hiesigen Regierung unbedingt ausgeschlossen ist.«

Herr v. Koerber weiß, was er österreichischen Parlamentariern zumuten kann; dennoch mag er sich, da er weder durch höhnische Zwischenrufe noch durch das von Herrn Wolf sonst so häufig zitierte »Lachen der Karyatiden« unterbrochen wurde, in diesem Falle bass verwundert haben. Um zu berechnen, wie hoch persische, serbische, bulgarische, türkische und sonstige hinterwäldlerische Auszeichnungen jeweilig notieren, braucht man nur die »Personalnachrichten« eine zeitlang in Evidenz zu halten und die Liste der Kreaturen zu überblicken, die sich solcher Ordensgunst erfreuen dürfen. Und mit welchen »Verdiensten« rechtfertigt Herr v. Koerber die Verleihung des Franz—Josefs—Ordens an einen Berliner Finanzjournalisten, der in Österreich durch die Fälschung eines Strossmayr—Briefes unmöglich wurde? Mit welchen die Beförderung des Taussigreporters vom 'Fremdenblatt' zum Regierungsrat? Welches Resultat haben die »genauesten Erhebungen« zutage gefördert, die erst kürzlich der Erhebung einiger Industriellen in den Adelsstand

1 Diminutiv — Verkleinerungsform (Büchlein); Koseform (Liebchen)  
Humilitiv — Demutsform

Genaue Quelle zum Nachlesen: »Über Schriftstellerei und Stil« § 289

vorangegangen sind, als daß der Reptilienfonds plötzlich um einen größeren Betrag vermehrt wurde? Daß der Storch die Kinder bringt, mag Herr v. Koerber seinen Zuhörern glaubhaft machen; aber auch in einer politischen Kinderstube, in der mit Trompeten und Pultdeckeln gespielt wird, darf das Märchen von der Unerreichbarkeit eines Ordens nicht mehr erzählt werden. Selbst die offiziellste Miene darf sich manchmal zu einem Augurenlächeln verziehen, und wer mit leidenschaftsloser Beharrlichkeit leugnet, daß ein Takowaorden nicht immer das wahre Verdienst belohnt, kann realistischen Autoren nicht als glaubhafte Dramenfigur empfohlen werden.

\* \* \*

[Die Affäre Scheimpflug]

**W**ährend unsere Landwirte noch über die Ziele und Wege der Börsenreform streiten, haben die Börseaner längst die Reformierung des Ackerbauministeriums begonnen. Das Verlangen nach neuen Maßnahmen der Gesetzgebung haben sie mit dem stürmischen Ruf nach neuen Männern in der Verwaltung erwidert, und dieses »men, not measures!« der Börse hat natürlich vor allen dem Mann gegolten, der im Ackerbauministerium nicht bloß ein Amt, sondern auch eine der Börse gefährliche Meinung hatte: die Pensionierung des Sektionsrates Dr. Karl *Scheimpflug* ist ein Börsenerfolg, der ein paar Gesetzentwürfe gegen den Terminhandel reichlich aufwiegt. Die Terminhandels—Enquete ist doch zu etwas nütze gewesen; das Ackerbauministerium hat zwar nicht vollen Einblick in die Börsenverhältnisse gewonnen, wohl aber, die Börse in die Verhältnisse im Ackerbauministerium. Sie sah dort einen wissenschaftlich geschulten und energischen Beamten tätig, dessen Einfluß, weil er als rangältester Sektionsrat binnen Jahresfrist zum Ministerialrat vorrücken mußte, sich bald zu verstärken drohte; sie sah aber auch, daß die Tatkraft dieses Beamten ebensowohl dem Ehrgeiz des ihm vorgesetzten Sektionschefs wie dem Ruhebedürfnis des Ministers unbequem war. Die Herren v. Giovanelli und v. Beck zu dem Entschluß zu bringen, sich des Sektionsrats Scheimpflug zu entledigen, war für die Börse leichter, als es für die beiden Herren war, den Anlaß dazu zu finden. Man versuchte ihn durch ein paar läppische Intrigen vergebens herbeizuführen; vielmehr mußten bei dieser Gelegenheit die Vorgesetzten Herrn Dr. Scheimpflug ausdrücklich sein tadelloses Verhalten bestätigen. Endlich lieferte eine an ihm begangene Indiskretion das gewünschte »testimonium«. Als die Regierung ihren ersten Börsengesetzentwurf, der sogleich von allen Parteien verworfen und bald darauf auch von ihr selbst verleugnet ward, einbrachte, teilte Herr Dr. Scheimpflug, um seinen wissenschaftlichen Ruf zu wahren, mehreren befreundeten Nationalökonomien in Privatbriefen mit, daß bei der Abfassung des Entwurfs seine Vorschläge abgelehnt worden seien und er daher die Verantwortung für das Elaborat ablehne. Den Herren v. Giovanelli und v. Beck ward diese Äußerung hinterbracht, und daraufhin wurde dem Sektionsrat Scheimpflug eröffnet, seine oppositionelle Haltung habe ihn des Vertrauens, das zu fernerm gedeihlichen Wirken im Ackerbauministerium erforderlich sei, verlustig gemacht und, falls er nicht freiwillig seinen Abschied nehme, sei seine Übergehung beim Avancement unvermeidlich. Sektionschef v. Beck, der es sich, während er die Freundschaft der Börse zu gewinnen sucht, auch mit den Agrariern nicht verderben will, legte es dem Sektionsrat besonders nahe, seine Demission anzubieten, und sagte ihm schriftlich zu, daß sie, damit der Schein einer schimpflichen Entfernung vermieden werde, unter gleichzeitiger Verleihung des Ministerialrattitels angenommen werden würde. Für den Sektionsrat Dr. Scheimpflug war in einem Ministerium, das bei der Frage der landwirtschaftlichen Börsen we-

niger das landwirtschaftliche als das Börseninteresse zu schützen gedachte, ein ehrenvolles Wirken nicht möglich, und so konnte ihm der ehrenvolle Abgang wohl zusagen. Auf ein Schreiben an den Minister v. Giovanelli, in dem er die Rangerhöhung als die Voraussetzung, unter der er demissionieren wolle, bezeichnete, erhielt er die Antwort, daß er zuversichtlich auf sie rechnen könne, und reichte infolgedessen ein Pensionsgesuch ein. Gleichwohl wurde Herr Dr. Scheimpflug einige Wochen später, ohne befördert zu werden, pensioniert; der Minister bedauerte höflich, seine Zusage nicht erfüllen zu können, und die Börseaner frohlockten im Stillen, ihr Gegner habe weichen *müssen* und so werde es allen ergehen, die sich künftig noch gegen die Börse aufzulehnen wagen. Die Börse wird wohl, dank der Schwäche unserer Agrarier recht behalten, und sie wird es vielleicht auch gar nicht nötig haben, weitere Kraftproben zu liefern. Ist denn nicht anzunehmen, daß jüngere Beamte des Ackerbauministeriums, die sich nicht der finanziellen Unabhängigkeit des Sektionsrats Scheimpflug erfreuen und ihre Stelle nicht für ihre Überzeugung in die Schanze schlagen können, aus dieser Hinopferung eines Beamten auf dem Börsenaltar eine Lehre ziehen werden? Die Börsenpresse hat aus Scheimpflugs Pensionierung nicht viel Wesens gemacht, aber unsere Agrarier sind, da sie diese schlaue Taktik, stets laut über Unterdrückung zu klagen und still Triumphe zu feiern, nicht durchkreuzen, ebenso unvernünftig wie undankbar gegen einen Mann, der als einziger im Ackerbauministerium bei der Frage des Terminhandels ihre Interessen klug und mutig vertreten hat. Die agrarischen Abgeordneten haben sich durch die Andeutung beruhigen lassen, Scheimpflug sei nicht wegen seiner Haltung in der Terminhandelsfrage, sondern wegen Dienstwidrigkeiten, wegen einer Verletzung des Amtsgeheimnisses pensioniert worden. Als er von diesen verleumderischen Gerüchten hörte, begab sich der pensionierte Sektionsrat zu Herrn Baron Beck, der ihm versprach, die Grundlosigkeit solcher Ausstreuungen formell brieflich zu bestätigen. Doch dem Minister v. Giovanelli ist seine Ruhe lieber als die Ehre eines Beamten. Nach einiger Zeit schrieb der Sektionschef an Dr. Scheimpflug, der Minister gestatte ihm nicht, seine Zusage zu erfüllen. Und den Agrariern genügt es, daß eine Beschuldigung nicht etwa bewiesen, ja nicht einmal öffentlich erhoben, sondern bloß gerüchtweise verbreitet ist, um sich von einer Angelegenheit zurückzuziehen, die sie lediglich für eine persönliche halten, deren sachliche Tragweite aber ihre klügeren Gegner recht gut erkennen. Muß es denn heute den Landwirten noch gesagt werden, daß gute Beamte wichtiger sind als gute Gesetze? Jetzt können sie nicht genug Kautelen gegen den Börsenschwindel schaffen und begreifen nicht, daß es unnütz ist, am Buchstaben eines Gesetzentwurfs herumzutüfteln, wenn schließlich die Männer fehlen, die den Punkt auf das i zu setzen haben.

§

\* \* \*

[Lueger und Lucacs]

**A**ls Herr Dr. Lueger kürzlich mit der deutschen Bank in Berlin den Vertrag über die 285—Millionen—Anleihe abschloß und dabei die Relation zwischen Kronen—, Mark— und Francswährung fixiert ward, ist die liberale Presse wütend gegen den Bürgermeister losgezogen: er diskreditiere, da er eine Goldverpflichtung eingeht, unsere Währung und lasse sich überdies noch einen elenden Kurs gefallen. Bald darauf, da der ungarische Finanzminister mit der Rothschildgruppe nicht etwa eine neue Anleihe, sondern bloß die Konversion von alten vereinbarte und die Eingehung einer Goldverpflichtung ver-

weigerte, konnte man in der liberalen Presse lesen: das Ausland verlange Goldrente, die Kronenrente habe einen zu kleinen Markt, und der Übernahmskurs sei nebensächlich, lediglich um des Eindrucks im Parlamente willen von Bedeutung. Herr v. Lukacs ist eitel und steifte sich darauf, einen guten Kurs zu erzielen. Man gebe ihm, ruft der Börsenwöchner am 9. März, dreiviertel Prozent mehr! »Ist es niemals vorgekommen, daß ein Finanzminister für Bruchteile von einem halben Prozent, die ihm aus politischen Gründen wichtig scheinen, die genügende Entschädigung in anderen Bestimmungen des Vertrages geboten hätte?« So ward dem ungarischen Finanzminister ganz offen ein Schwindel angeraten, der für einen christlichsozialen Bürgermeister freilich allzu liberal wäre. Eine Konversion — von 4 ½—prozentigen in 4—prozentige Papiere — ist leichter durchzuführen als eine Anleihe, und der staatliche Kredit ist fester als der kommunale. Trotzdem erzielt der ungarische Finanzminister wenig mehr als der Wiener Bürgermeister. Und um wieviel ungünstiger hätte die Wiener Anleihe noch ausfallen müssen, wenn es jener Börsenpresse, deren Terrorismus die Rothschildgruppe von Geschäften mit der Kommune abhält, gelungen wäre, dem Ausland ihr Urteil über die Finanzlage der Stadt Wien zu suggerieren?

†

\* \* \*

[Die drei Antis]

**A**natole Leroy—Beaulieu ist der liberalen Journalistik als Philosemit bekannt und wird darum von ihr gern mit seinem berühmten Bruder, dem Nationalökonom, verwechselt. Aber am 15. März begann die Besprechung seines neuen Buches »Die Lehren des Hasses« in der 'Neuen Freien Presse' mit den Worten: »Anatole Leroy—Beaulieu, *nicht* zu verwechseln mit seinem Bruder Paul«. Was ist's, wodurch er sich der sonst gewohnten schmeichelhaften Hinweglassung seines Taufnamens — bedeutende Männer nennt man nur beim Familiennamen — unwürdig gemacht hat? Er bekämpft in diesem Werke wie in früheren den Antisemitismus, bekämpft den Antiprotestantismus, und sechs lange Spalten der 'Neuen Freien Presse' werden den — wieder einmal »vernichtenden« — Argumenten gewidmet. Aber jetzt kommt's: »Der dritte Teil des Buches«, so fährt der Rezensent fort, »ist dem *Antiklerikalismus* gewidmet. *Hier beginnt der Widerspruch gegen den Autor.*« Und hier kommt auch der Autor nur ganz flüchtig, dafür aber der Widerspruch desto ausführlicher zu Wort. »Wie kann man den Antiklerikalismus an den Antisemitismus und Antiprotestantismus anreihen? Als die dritte Lehre des Hasses?« Die Aneinanderreihung ist, so ruft die 'Neue Freie Presse' entrüstet, »unlogisch und hält keiner Kritik stand«. Liberale Zeitungsleser wissen es es ja längst: Der Antiklerikalismus, das ist der Kampf für geistige und sittliche Freiheit! Sonst nichts? Der 'Neuen Freien Presse' entschlüpft unversehens ein Geständnis: Sie bekämpfe nichts als jene Priester, welche, »statt sich um die ewige Glückseligkeit der Menschen zu kümmern, ihnen alle irdischen Lebensbedingungen vorschreiben«. Und wie das gemeint ist, das wird durch die Worte verdeutlicht: »Von solch kirchlicher Demagogie muß man sich abwenden, die da täglich des Cäsarius v. Heisterbach Wort zu wiederholen scheint: 'Jeder Reiche ist ein Dieb oder eines Diebes Erbe'.« Also nicht die Freiheit des Denkens, sondern das *laissez faire* der Faiseure soll geschützt werden. Und das wirtschaftliche Interesse der Spekulanten zu einer konfessionellen Angelegenheit zu machen, ist ja liebgewordene Gewohnheit. Sie sei, erklärt die 'Neue Freie Presse', nicht gegen die Klerikalen, weil sie klerikal sind, sondern »der Kleri-

kalismus mit seinen verbündeten zwei Antis hat den Antiklerikalismus als Notwehr hervorgerufen«. Von dem zweiten der verbündeten Antis, dem Antiprotestantismus, war in Österreich in den besten Zeiten der liberalen Herrschaft nichts zu merken. Und so reduziert sich denn der Kampf der 'Neuen Freien Presse' für die höchsten Güter der Kultur auf die Verteidigung des jüdischen Kapitalismus. Unser Antiklerikalismus, so wird den Klerikalen begütigend zugerufen, ist keine Weltanschauung: hört auf, die Assimilation der Juden zu fordern, seid gegen Wucher— und Börsengesetze, und der Kampf hat ein Ende.

†

\* \* \*

[Inserierende Hautärzte]

Wie soll die Ärztekammer dem Treiben inserierender und brieflich ordnender Kollegen wirksam entgentreten, wenn die noch weit anrühchigere Versippung dozierender Ärzte mit dem textlichen Reklameteil der Tagespresse schwunghaft betrieben wird? Daß am Todestage Kaposis gleich zwei seiner Kollegen, der Herr Hofrat Neumann und der außerordentliche Professor Schiff, für's 'Neue Wiener Tagblatt' mit »Nachrufen« bei der Hand waren, zeugt von einer klugen und besonnenen Pietät, die auch im Paroxysmus des Schmerzes das »Recht der Lebenden« auf Reklame nicht vergißt. Daß Männer der Wissenschaft es nicht verschmähen, auf den Wink des Herrn Singer die nächstbesten hingehauten Reporterphrasen auszuliefern, ist wahrhaft beschämend. Und nur die Komik des Bemühens, in möglichst »populärer« Weise die Verdienste des Verstorbenen plausibel zu machen, könnte einen bei dem traurigen Anblick der ins Zeitungsjoch gespannten Gelehrten heiter stimmen. Herr Singer hatte offenbar mehr Pathos als Dermatologie gewünscht. Liest man den Nachruf des sonst ganz und gar nicht larmoyanten und eher durch eine an armen Klinikpatienten bewährte Witzsucht bekannten Hofrat Neumann, so möchte man alles andere eher vermuten, als daß Professor Kaposi ein Mediziner war. Er muß vielmehr ein Baumeister gewesen sein, denn er hat »auf Grundpfeilern weitergebaut«, oder ein Krieger, denn er war »gewappnet mit dem Rüstzeug« einer umfassenden Gelehrsamkeit. Herr Dr. Schiff scheint sich der ersten Deutung anzuschließen; denn nach ihm hat Kaposi an einem »unvergänglichen Monument mitgebaut« — nein, mehr: »er hat die Mauern des Gebäudes immer fester und fester gestützt und zur Ausschmückung des Baues die wertvollsten Ornamente beigetragen«. Aber der Nachrufer spricht auch von einem »Firmament« der Wiener medizinischen Fakultät, an dem »mit als hellster Stern« der Name Hebra leuchtet. Gleich darauf wird ein Platz »voll und ganz« ausgefüllt, Rokitansky — wir sind wieder im Kriegsmilieu — ist ein geistvoller »Pfadfinder«, während Kaposi, eben noch Architekt, sich alsbald in einen Musiker verwandelt, dessen harter Ton »immer durch die *Sordine* des frischen gesunden Humors« gemildert war. Hätte ein Lokalschmock die Nachrufe in eigener Regie fabrizieren müssen, er hätte es nicht besser getroffen. Nur hätte er vielleicht bloß aus einer dem Arzte fernliegenden Sphäre seine Bilder geholt: sagen wir, aus der ritterlichen. Schmock ist nämlich, wie schon Kürnberger lachend festgestellt hat, immer Krieger: er bricht Lanzen, wirft den Fehdehandschuh hin, hält ein Banner hoch und kämpft mit offenem Visier. Darum mag ihm der mit dem Rüstzeug einer umfassenden Gelehrsamkeit gewappnete Hofrat Neumann noch besser zusagen, als der die Mauern des Gebäudes stützende Kollege, der sich übrigens der Preßgunst in umfassender Weise erfreut. Feuilletons des Herrn Dr. Schiff wechseln neuestens mit Notizen über ihn, und zwischen Finsenbehand-

lung und Röntgenbehandlung des Lupus ist ein heftiger Zeitungskampf entbrannt. Die 'Neue Freie Presse' bringt einen Bericht über seinen Vortrag unter der von Duker & Comp. nicht besser zu erfindenden Aufschrift »*Das heilende Licht!*« und schreibt: »Schiff demonstrierte Apparate, welche es ermöglichen, jede dieser Komponenten, deren Heilkraft speziell von französischen Autoren in Rechnung gezogen wird, auf ihre Wirkung hin zu prüfen.« O über die sinnreich konstruierten Reklameapparate! Man sieht, es gibt auch inserierende Hautärzte, die den Professortitel haben. Am 13. März aber darf Herr Dr. Schiff in der 'Neuen Freien Presse' und unter der Aufschrift »Die moderne Heilstättenbewegung« verkünden: Erstens: »Der Staat kann nur gesunde Menschen brauchen, *und darin* liegt der Wert der Medizin und der Hygiene.« Und zweitens: »Während gelegentliche Erkrankungen nur das Individuum betreffen, gibt es eine Reihe von krankhaften Veränderungen des Organismus, *welche man gemeinhin als Seuchen bezeichnet.*« Wer's noch nicht gewußt hat, weiß es von diesem Tage an. Wie treffend sagte doch der allzeit witzige Hofrat Isidor Neumann in seinem Nachruf für Kaposi: »Und so ist die dermatologische Schule in Wien noch immer das *Mekka*, wohin alle *wissbegierigen* Schüler und heilsuchenden Kranken aus allen Zonen der Erde pilgern.« Die *ersten* kommen sicher auf die Reisekosten!



[Die Bearbeitung von »Maß für Maß«]

**G**elbers »Troilus und Cressida«—Bearbeitung, die man, wie alle Attentate auf gekrönte Häupter, als die »Unglückstat eines Fanatikers« bezeichnen kann, hatte bei der Kollegenkritik, der höchstens die Ehrlichkeit solcher Verirrung unsympathisch sein mochte, eine im großen Ganzen anerkennende oder doch schonungsvolle Aufnahme gefunden. Auf den Schauspieler Altmann, der »Maß für Maß« für die Bühne zurechtschnitt und Shakespeare zwar keine Wohltaten erwies, aber auch nicht die Schmach antat, ihn auf Grund einer funkelnagelneuen »Auffassung« um und umzudichten, wurde eine kritische Hetzjagd veranstaltet, eine Tonart des Hasses und Hohns angeschlagen, die an die berühmten Beschreibungen der ungünstigen Zeugen im Dreyfus—Prozeß erinnerte.

Die Mängel der Bearbeitung wurden vorweg aus der schauspielerischen Geringfügigkeit des Herrn Altmann erklärt, und wer nicht ausdrücklich hinzufügte, daß der Komparsenführer des Burgtheaters nicht allzu oft über die Meldung, daß die Pferde gesattelt seien, hinausgekommen wäre, der glaubte schon mit der Zusammenstellung der Namen Shakespeare und Altmann humoristisch zu wirken. Und doch könnte auch ein unbedeutender Episodist, dessen fatale Eigenheit es ist, das dramatische R nicht zu sprechen, sondern zu gurgeln, ein besserer Bühnenkenner sein als ein beliebiger Zeitungsfeuilletonist, der zum Rezensieren beordert ward; und doch würde man den Bearbeiter Shakespeares suchen müssen, zwischen dessen und des Dichters Namen nicht ein, wenn man will, groteskes Mißverhältnis bestünde. Herr Altmann war in Bezug auf die Rüfelszenen in »Maß für Maß«, nach denen so lebhaft Nachfrage herrscht, gewiß nicht engherziger, als es die Hoftheaterzensur gewesen wäre, wenn ihr allein die Bearbeitung des Originals überlassen geblieben wäre. Er hat in der Zusammenziehung und Streichung von Sze-



nen, beim Ersparen von Verwandlungen den üblichen Handwerksverstand des Theaters walten lassen, eine literarische Leistung nicht zu vollbringen gedacht und seinen Namen nicht selbst neben den des Dichters, nicht auf den Theaterzettel gesetzt: sein Frevel — man könnte ja die Weglassung eines Wortes von Shakespeare als solchen bezeichnen — zählt nicht neben den grandiosen Hinrichtungen eines Dingelstedt.

Was den jammernden Hütern Shakespeares eigentlich geraubt wurde, ist aus dem Stimmengewirre nicht zu entnehmen. Der Grundgedanke ist höchstens durch Herrn Kainz, der den Angelo in einer Heuchlermaske spielte, zerstört worden; aber der hat ihr Lob gefunden. Und Frau Hohenfels und Herr Hartmann, welche die dichterische Absicht mit feinsten Kunst herausarbeiteten, wurden getadelt. (»Frau Hohenfels kann den heutigen Tag im Kalender schwarz anstreichen, sie wurde einmal *von uns* nicht gelobt!« erdreistete sich der Spaßmacher vom 'Extrablatt' zu schreiben.) Herr Koppel, der Shakespearekenner von der 'Wiener Morgen—Zeitung', erfaßte das Werk in seines Wesens Tiefen: »Die Fabel ist von einer derben Ungeniertheit, wie sie nur die italienischen Novellisten der Renaissance haben, und alles dreht sich um einen Punkt, um das, was *Salten* den Fürsten in die Inschrifttafel der Prinzessin Anna setzen ließ.« Herr Koppel aber mag sich seinen Shakespeare nicht durch Herrn Altmann entweihen lassen; er will sich doch die Möglichkeit gewahrt wissen, bei »Maß für Maß« an Herrn Saiten zu denken. Woran aber dachte Herr Salten, als er über die Aufführung aburteilte? An nichts. Das heißt: Er verlangte nach dem Dramaturgen, »der uns Shakespeare vorspielt, wie er in der Zeit, die Nietzsche und Ibsen gesehen hat, dargestellt werden muß«. Wie Shakespeare in einer Zeit, die Nietzsche und Ibsen gesehen hat, und vor einem Publikum, das Nietzsche und Ibsen nicht gelesen hat, dargestellt werden muß, sagt uns der Mann nicht; er ist froh, daß ihm eine »Wendung« geglückt ist, und weiß im Stillen, daß der die Ewigkeit umspannende Genius von den eine Zeit bezeichnenden Geistern unabhängig ist und daß man auch Herrn Altmann die schwierige Aufgabe, »Maß für Maß« mit der Perspektive auf Nietzsche und Ibsen einzurichten, ernstlich nicht zumuten kann.

Dafür ward eine andere Perspektive von allen Kritikern einhellig vermißt: Die auf Wien und den Stefansturm, an den Shakespeare bei Abfassung seines Schauspiels unzweifelhaft gedacht hat. Die Burgtheaterbearbeitung enthält keinen Hinweis auf die Tatsache, daß »Maß für Maß« in Wien spielt, und ein unermüdlicher Gegner Schlenthers hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, dem Literaturforscher auf dem Direktionssitz die zahlreichen Beweise unter die Nase zu reiben, daß nicht Mangel an Geographie, sondern »divinatorische Sehergabe« Shakespeare Wien zum Schauplatz der Begebenheiten erküren ließ. Die Charaktere seien so wienerisch wie die Örtlichkeiten: das »heilige Brunnlein« weise auf das Bründlbad, der »geweihte Quell zwei Stunden vor der Stadt« auf Baden, und mit der Schilderung von Angelos Garten, den der Dichter »an einen Weinberg« grenzen läßt, sei ein echt wienerisches Landschaftsbild gegeben. Und bei dem »Brigittchen, das sich noch immer schminkt«, müsse man an die Brigittenau denken und »an das erste süße Mädels«, Pompejus aber, der Bierzapfer, sei eine Figur, »als ob Costa sie gezeichnet hätte«. Fehlt nur noch der Hinweis darauf, daß Shakespeare in dem sich entfernenden Regenten und in dem Statthalter Angelo, der die Prostitution aus den Straßen fegt, den Grafen Taaffe und den Grafen Kielmansegg vorgeahnt hat, dem jener, von einer Reise heimgekehrt, ob solcher Veränderung des Stadtbildes die bittersten Vorwürfe machte. Und wenn der vergleichende Historiker noch eines Beweises bedürfte, daß Shakespeare wirklich *Wiener*

Zustände schildern wollte, so gibt es einen, vor dessen überzeugender Schlagkraft sogar das Bründlbad zurückweicht: Der in dem Stücke vorkommende »einfältige Gerichtsdiener« heißt *Elbogen* ....

\* \* \*

### Die »totgesagte Operette«

»König Publikum rief, und alle, alle kamen: Weinberger, Leon, Stein, und *die Dichter* wiesen auf Frau Palmay, Frau Palmay schob den Komponisten vor; Lorbeerkränze und Blumenbuketts wurden hin und her gereicht. Oben Jubel, unten Jubel! Die Totgesagten leben dem Sprichwort zufolge am längsten. Vielleicht gilt dies auch von der *totgesagten Operette*.«

So oft der unverwüstliche Weinberger mit einer Novität herausspricht, wird die Operette eiligst »totgesagt«, um durch ihn wieder »zum Leben erweckt« werden zu können. Das Zeitungsklichee von der totgesagten Operette ward eigens für diesen Liebling erfunden, und den entzückten Besuchern des Leopoldstädter Theaters ist der sich beim Takte eines Weinberger'schen Walzers ohnedies von selbst ergebende Dialog nunmehr in den Mund gelegt.

»Totgesagt? — *Mir gesagt!*«

Um zu zeigen, wie hitzig in Wien der Kampf der öffentlichen Meinungen tobt, wenn es sich um die Eröffnung eines neuen Operettenbetriebes handelt, will ich hier zwei Kritiken zitieren, die man am Tage nach dem Wiedergeburtstag der Operette lesen konnte.:

(Carltheater.) Zum ersten Male: »Das gewisse Etwas«, Vaudeville—Operette von Leo Stein und Victor Léon, Musik von Charles Weinberger. Wieder ein großer Erfolg! Heute verbreitete sich rasch im ganzen Hause eine unbändige Heiterkeit und die fröhliche Stimmung einer glücklichen Premiere. — — Zwei gewiegte Theatermänner, der amüsante Herr Stein und der geschickte Herr Léon, denen man schon so zahlreiche vergnügte Theaterstunden verdankt, haben das Sujet einem Operettenkomponisten notengerecht gemacht, indem sie tolle Situationen und eine Menge zündender Scherze für die Prosa erfanden und dem musikalischen Autor eine lange Reihe hübschgemachter Texte für seine Eingebungen überließen. — — Der Komponist, der uns sonst meist liebenswürdige Tanzmusik und klingende, leichte Weisen in verschwenderischer Fülle zu schenken pflegte, ist heute in verfeinerter

(Carltheater.) Rüder kann der Ofen —Pester Orpheumton nicht mehr angeschlagen werden, als in Karl Weinbergers neuer Operette »Das gewisse Etwas«, die gestern das müde gehetzte »Süße Mädel« ablöste. Kein terminus technicus der Halbwelt wurde im Dialoge vermißt, und man hatte den Eindruck, als ob man unversehens in ein »Tschcherl« anrühiger Sorte geraten wäre. Natürlich rührt das Buch von den sauberen Herren Léon und Stein her; ebenso natürlich ist es nichts anderes als die Vergrößerung eines französischen Schwankes, der natürlich nicht genannt wird. — — Wie dezent ließ sich z. B. Annie Dirken in »Wie man Männer fesselt« von einer Tänzerin den Pariser Chic beibringen im Vergleiche zu Léon und Stein, die ihre Heldin, der das »gewisse Etwas«, der Chic, fehlt, auf einen Grisettenball schicken. Was sie dort lernt, ist Guttenberggasse größten Kalibers und so we-

Ausgabe erschienen. Die einzelnen Piecen sind auf einen nicht nur un-  
gemein wohlklingenden, sondern  
auch feingeratenen musikalischen  
Lustspielton gestimmt.

nig Pariser Chic, wie Weinbergers  
Musik Eigenbau. Ein an den »Dop-  
peladler«—Marsch bedenklich an-  
klingendes Marschmotiv, das den  
Pariser Chic verherrlicht, wird zu  
Tode gehetzt, und was sonst noch  
musikalische Prätentionen erhebt,  
ist rhythmisch und melodisch so  
dürftig, wie ein Butterweibertrab.

Einer von den beiden Herren muß wohl Unrecht haben. Aber welcher!?

\* \* \*

[St. Veitstänze]

**A**uf die Orgien der Begeisterung, in die das Spiel der Sada Yacco den  
Kenner *Bahr* getrieben, ist ein kläglicher Katzenjammer gefolgt. Sada  
Yacco vom »Hoftheater in Tokio«, die »japanische Duse«: dieser Blütenzweig  
japanischer Kunst — so war etwa ein bei dem akuten Anfall von Japonismus  
vielzitiertes Wort Peter Altenbergs zu variieren — mußte uns, auf unser Thea-  
ter gepfropft, einen ganzen Kunstfrühling bringen. Natürlich erlebte Herr  
Bahr wieder einmal den tiefsten und reinsten Eindruck, natürlich waren alle  
Körperverrenkungen der japanischen Mimen, die das Entzücken der Kenner  
erregten, harmlos im Vergleich mit den Sprachverrenkungen, in denen es sich  
kundgab. Herr Bahr, der seit einem Jahrzehnt unermüdlich westliche Kultur  
— via Linz — nach Wien trägt, schwärmte nur noch für den fernen Osten und  
war schon so fest entschlossen, Japans Sprache zu erlernen, daß er sich be-  
reits aus den Büchern der Goncourts ganz genau über die Eigenheiten der  
chinesischen informiert hatte. Und nun kommt der Maler *Orlik*, der Land,  
Leute und Kunst von Japan kennen gelernt hat, und erzählt in einem Vortrag  
im Kunstgewerbe—Museum: Sada Yacco ist gar keine japanische Schauspiele-  
rin, ist keine Künstlerin, sondern eine Geisha. Man könnte also noch eher das  
Wesen der Geisha aus der Operette, als das Wesen der japanischen Schau-  
spielkunst durch das Spiel der Sada Yacco kennen lernen. Doch man darf  
Herrn Bahr beileibe nicht verlachen. Seine Verzückung war zwar nicht der  
Ausdruck tiefen Kunstverständnisses; aber sie war, wie die bewunderten Zu-  
ckungen des Herrn Kawakaini: St. Veitstanz.

\* \* \*

[Ein Bekenntnis]

### Ein Bekenntnis

hat am 17. März in der 'Sonn— und Montags—Zeitung' Herr Schnüfferl  
abgelegt, und mit einer Offenheit, die an diesem ehrenwerten Trikotsachver-  
ständigen bisher nur in solchen Fällen bemerkt wurde, wo er die Interessen  
eines sichern Herrn Landesberg zu vertreten hatte. Man wußte: wenn der Kri-  
tiker Landesberg in der 'Österr. Volkszeitung' eine Soubrette angehimmelt  
hat, weil sie demnächst in einem Werk des Autors Landesberg auftreten soll-  
te, und wenn er sie dann zu tadeln geneigt war, weil sie nicht auftreten woll-  
te, so kam ihm allemal Freund Schnüfferl zu Hilfe, half ihm über die Beden-

ken der Inkompatibilität hinweg und rüpelte mit frischem Mute die »launische Diva« an. Schnüfferl hat die Aufgabe, pünktlich »unangenehm« zu werden, wenn Landesberg die Wege seiner Tantiemenpolitik durchkreuzt sieht, und der Kritiker der 'Österr. Volkszeitung' bekommt erst Courage, wenn der zwanglosere Plauderer ihm vorgearbeitet hat. Der Kritiker ist nämlich Respektsperson und liefert der Sängerin, die seiner Amtsgewalt untersteht, Couplettexte nicht unter dem Betrage von 50 Gulden ... Aber Schnüfferl's Tun und Lassen hat etwas noch weitaus Bestechenderes. Denn man weiß, er ist der ungezogene Liebling der Grazien, welche die Körbe der Theaterdamen in die Garderobe zu tragen haben, und seinem »schenialen« Spürsinn entgeht der wahre Grund einer Unpäßlichkeit in den seltensten Fällen. Der Kern seiner scheinbar scherzhaften Äußerungen ist immer ein Stück theatersozialen Ernstes. So hat er neulich mit dankenswerter Aufrichtigkeit über das Verhältnis zwischen Zeitungs— und Bühnenleuten geplaudert und es offen als ein Verhältnis gegenseitiger Gefälligkeiten, als einen Austausch von Gunst und Revanche bezeichnet. Er spricht von dem bevorstehenden »Volkstheaterabend«, dessen Programm auch eine Parodie auf das »Jung—Wiener Theater zum lieben Augustin« enthalten wird, und fährt in jovialem Dialekt, aber grimmiger Tonart fort:

»Die hochverehrenden mimenden Kolleschen sind sehr empfindlich, wenn ihnen ein Herr von der Zeitung auf die Hühneraugen tritt. Aber daß sie ein künstlerisches Unternehmen verspotten, an dem sich zwei Herren von der Zeitung in Wien verblutet und ihre Mühe, ihre Arbeitskraft und auch ein schönes Schüpperl Moneten verloren haben, das ist wenigstens nicht sehr taktvoll. Und das erlauben sie sich just *solchenen Herren gegenüber, welchen die Herren Kolleschen im Deutschen Volkstheater für wiederholt geleistete Liebesdienste, wohlwollende Beurteilungen und zu fetten Ausschnitten geeignete Reklamen auch eine gewisse Rücksicht schuldig sein mögen.*«

Bravo! Ein grades Wort zur rechten Zeit! Die »solchenen Herren« aber — Kollege Löwy von der 'Volkszeitung' und sein jungwiener Mitdirektor — werden es sich hoffentlich als Mahnung dienen lassen, ihr kritisches Wohlwollen künftig nicht an »Unwürdige« zu verschwenden.

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Eine inserierte Vergiftung]

*Mediciner.* Die »'PHARMACEUTEN—ZEITUNG' berichte — so meldeten am 15. März 'Neue Freie Presse' und 'Neues Wiener Tagblatt'« — vom plötzlichen Tode eines Mädchens, das wegen Gelenksrheumatismus mit natrium salicylicum behandelt worden sei und in 60 Stunden 8.5 bis 9.5 Gramm davon genommen habe. Es sei darauf Erblindung und Herzhaut— und Herzbeutelentzündung, als Wirkung des Salicyls, eingetreten. Nun ist es bekannt, daß bei akutem Gelenksrheumatismus ohne Schaden bis zu 20 Gramm Salicyl im Tag gegeben werden, und ebenso, daß dabei Herzbeutelentzündung eine häufige Komplikation ist, die nicht das Geringste mit dem Medikament zu tun hat. Überdies machen Sie darauf aufmerksam, daß eine Pharmazeuten—Zeitung gar nicht existiert, und in der 'Pharmazeutischen Post' ist keine ähnliche Notiz gestanden. Ihre Vermutung, daß es sich darum handelt, Angst vor dem Sa-

licyl zu erregen und so die Reklame für ein anderes Mittel, etwa Aspirin, einzuleiten, hat viel für sich. In den Heilmittelschwindel einmal hineinzuleuchten, wäre eine dankbare Aufgabe. Natürlich wird die leibliche Gesundheit der Bevölkerung ebenso wie die geistige am meisten durch die Zeitungen bedroht, die vom Heilmittelschwindel reichen Inseratengewinn ziehen. Auch die Notiz über die Schädlichkeit des Salicyls war wahrscheinlich gut bezahlt. Die 'Neue Freie Presse' aber hat am nächsten Tage eine Gegenreklame für das Salicyl gebracht: sie erfahre von »ärztlicher Seite«, daß es ganz unschädlich sei. In der Fichtegasse ist man eben immer objektiv: man läßt heute einen Kaffeehändler versichern, daß Malzkaffee, morgen einen Malzkaffeefabrikanten, daß Bohnenkaffee nichts taugt. Und wenn die Leser schließlich im Streit entgegengesetzter Behauptungen nicht auf die Wahrheit kommen, das Blatt kommt jedenfalls auf seine Rechnung.

[Es gibt **zwei** Leo Stein]

*Neugieriger.* In Nr. 95 ward die erfreuliche Tatsache verzeichnet, daß der Kulissenriecherei nunmehr ein eigenes Organ erstanden ist, herausgegeben von einem Herrn Leo Stein, den ich begreiflicher Weise mit dem durch das »Süße Mädel« berüchtigten Leo Stein identisch wähnte. Bald darauf sendete mir dieser, der Librettomacher, eine Zuschrift, in der er sich dagegen verwahrte, mit jenem, dem Herausgeber von 'Theater und Brett!', identisch zu sein. Dieser Erklärung gab ich in Nr. 96 bereitwillig Raum. Darunter aber setzte ich eine andere, aus deren gleichlautender Textierung und verschiedenem Druck hervorging, daß sie fingiert war und die erste parodieren sollte: ich ließ Herrn Leo Stein, den andern sich gegen die Verwechslung mit dem einen verwahren. Nun ist aber nichts so gut zu erfinden, daß es nicht die Wirklichkeit noch besser träfe. Als ich an dem Abend, an dem Nr. 96 in die Druckmaschine gegangen war, nach Hause kam, fand ich auf dem Schreibtisch einen Brief des Herausgebers von 'Theater und Brett!', in dem er sich auf Grund des § 19 gegen die Identität mit dem Mitschöpfer des »Süßen Mädels« verwahrte ... Ich hatte ihm bereits gedient und konnte umso leichteren Herzens auf den Abdruck der Berichtigung in der folgenden Nummer verzichten, als sie in ihrem zweiten Teil durchaus ungesetzliche Zumutungen enthielt: Der Mann wünschte mit Berufung auf den § 19 des Preßgesetzes die Aufnahme der Konstatierung, daß ich sein Organ »ungerecht« beurteilt hätte. Immerhin — Leo Stein und Leo Stein ist nicht einer und derselbe. Seien wir Deutschen stolz, daß wir **ZWEI** solche Kerle haben!

[Der hohe Preis]

*Habitué.* Im Deutschen Volkstheater wurden kürzlich Ansprachen gewechselt. Herr v. Bukovics setzte mit dem Kehlkopftone der Überzeugung dem Personal die Vorzüge seines neuen Kompagnons, des Herrn Adolph Weisse, auseinander und sagte unter anderem: »Am Programm soll nichts geändert werden«. Herr Weisse aber meinte: »Deutsches Volkstheater ist es benannt. Deutsch und Volkstheater soll es sein und bleiben« und nannte es ein »uns allen HEILIGES Institut«. Mit einem Worte: »Der Spatz« bleibt im Repertoire! ... Aber hoffentlich erfüllt der neue Mitdirektor nicht die düsteren Ahnungen, die die Ansprachen erweckten, und entschließt sich, mit den Traditionen des Herrn Bukovics zu brechen. Zunächst sehe er dazu, diesen armen Organ aus den Klauen Tartuffe—Bahrs zu befreien, und fege ernstlich das tantiemenschnorrende Preßgelichter von der Bühnentür. Die Beteuerung: »Es gilt einen HOHEN PREIS: die Anerkennung von Publikum und PRESSE«, war wohl etwas konventionell gemeint. Herr Weisse ist gewiß ein viel zu ehrlicher Bühnenpraktikus, um nicht zu wissen, daß die Anerkennung der Presse zwar ein hoher Preis, aber sehr oft um einen niedrigen zu haben ist.

[Ein Mißverständnis]

*Leser.* Ihre Anfrage erledige ich mit dem Ersuchen, die Stelle <sup>1</sup> noch einmal zu lesen. Sie werden dann unschwer erkennen, daß mich nicht die Absicht, dem Professor Kaposi »höhnisch seinen früheren Namen ins Grab nachzurufen«, geleitet hat, sondern der gute Wille, für das himmelstürmende Pathos der 'Neuen Freien Presse', das ja mit der sachlichen Anerkennung wissenschaftlicher Tüchtigkeit nichts zu tun haben kann, eine plausible Erklärung zu geben. Ich mißachte nicht, aber die 'Neue Freie Presse' schätzt in Kaposi den Kohn.

[Ein unverständlicher Satz der 'Fackel']

*Leserin.* Ich glaube es ohneweiters: dem an ein Zeitungsdeutsch, das alle Sprachkultur gemordet hat, gewöhnten Ohr mag mancher Satz, der in der 'Fackel' steht, fremdartig oder unverständlich klingen. Die in Nr. 94 enthaltene Wendung: »Dem Volksschullehrer wird, wenn er sich lange genug gerackert, wenigstens der eine Lohn: er darf IN DEN SIELEN STERBEN« ist sicherlich nicht journalüblich. Siele bedeutet ein PFERDEGESCHIRR. Die deutsche Sprache verdankt ihre Bereicherung um dieses, wie um so viele kräftige Bilder aus dem agrarischen Leben dem Fürsten Bismarck: »Ein braves Pferd stirbt in den Sielen.« (Reden 12,39).

[Meine Fälschung]

*Freundlicher Leser.* Die Zurückweisung des in der Journalgeschichte einzig dastehenden Attentats auf Frau H. hat Ihre Bedenken erregt. »Ich mußte mich nämlich«, so schreiben Sie, »fragen, ob der Nutzen, der aus der wohlverdienten Brandmarkung eines gewissenlosen Schreibers erwächst, nicht durch den Schaden aufgewogen wird, den Sie durch Wiederholung der Notiz in Ihrem verbreiteteren Blatte der Sängerin zufügten. An Ihren guten Intentionen habe ich keinen Augenblick gezweifelt. Doch haben Sie die Zahl derer, die von der Schändlichkeit jenes Buben Kenntnis erhielten, zum mindesten verzehnfacht und das der Künstlerin zugefügte Unrecht, das hier doch rein persönlicher Natur war, durch weitere Publikation vergrößert, ohne ihr die wünschenswerte Genugtuung, die doch nur in einem völligen Verschweigen der besprochenen Verhältnisse hätte liegen können, zuteil werden zu lassen.« — Ich habe Ihre Bedenken VOR meiner Publikation geteilt, aber die Frage, ob der öffentliche Nutzen, der aus der BRANDMARKUNG des Bubenstücks, durch den privaten Schaden, der aus der WEITERVERBREITUNG erwächst, aufgewogen würde, mit gutem Gewissen verneinen zu können geglaubt. Hätte es sich bloß um die Polemik gegen einen kleinen Schmutzkonkurrenten gehandelt, so wäre mein Verzicht auf jede Rücksicht nicht genug beklagenswert; ich hätte die Pflicht gehabt, mich zu besinnen und die private Sache über das Interesse an der Anprangerung eines beliebigen Analphabeten zu stellen. Aber leider hatte ich nicht diese Wahl. Mir schien der Fall — trotz der einzigartigen Ausschreitung — TYPISCH, für den Tiefstand unserer Preßkultur bezeichnend, und seine Besprechung so recht geeignet, tausend andere Strauchritter vom Geiste, die ähnliches wagen könnten, abzuschrecken. Ich mußte die Wunde vergrößern, wollte ich sie heilen, und der Nutzen, der durch solche Operation gestiftet wird, besteht — so will ich's hoffen — darin, daß so und so viele Berufsgenossen, deren Existenz dem Schnüfflertum preisgegeben ist, vor Schaden bewahrt bleiben. Daß die Notiz in jenem Schmarotzerblatte stand, war mir nicht willkommener Anlaß, sondern eine unangenehme Komplikation; glatter hätte sich der Fall aus dem Rahmen irgend eines der markanteren Revolver— oder Montagsblätter herausheben lassen. Daß mich nicht die Lust anwandelt, mit der Firma Moriz Feuerschein & Comp. über andere als die bekannten Fra-

1 Heft 97 »Antworten des Herausgebers«

gen des unlautern Wettbewerbes und des Eingriffs in's Urheberrecht, der Markenerschleichung und der Zurückbehaltung von Abonnentenlisten und Abonentengeldern zu debattieren, wird man mir ohne weiters glauben. Und auch billigen, daß ich auf die Aberwitzigkeiten, die diese Firma »bezugnehmend auf mein geschätztes Letztes« letzthin gegen mich verübt hat, nicht weiter reagiere. Der FEIGHEIT aber, einen armen Knaben, den väterliche Geschäftsraison zu allerlei unüberlegten Streichen mißbraucht hat, vor die Geschwornen zu bringen, wird man mich nicht für fähig halten. Ich werde mich doch nicht dort »beleidigt« fühlen, wo alle Welt, wo Freund und Feind erkennt, daß verrannte Habsucht, die geistiges Schaffen durch zweiundeinhalb Jahre ausgebeutet hat, nun plötzlich alles das als schlecht verdammt, von dessen Ertrag sie sich so lange mästen durfte und noch weiter, wie ein schwebender Zivilprozeß beweist, mästen möchte. Der würdige Vater hat neulich in einer Gerichtsstube nicht mehr als den »halben Wert« der von mir geschriebenen, von ihm bespuckten 'Fackel' für alle Zeiten beansprucht! Nichts da! Vor dem Strafgericht wollen wir uns nur treffen, wenn künftig wieder für einen der 'Fackel' zgedachten und an eine frühere Adresse gelangten Abonnementsbetrag ein anderes Blatt gesendet werden sollte. Vor dem Strafgericht wollen wir uns nur treffen, wenn die Einsicht erfahrener Kriminalisten über die Langmut eines Betrogenen triumphieren sollte, dem es bisher immer noch widerstrebt hat, zu glauben, daß die Art, ein Konkurrenzblatt in Szene zu setzen und es nicht nur in demselben Format erscheinen, sondern auch von »denselben Federn« wie die 'Fackel' schreiben zu lassen, vor ein anderes als ein handelsrechtliches Forum gehört, eines Betrogenen, dem es genug Genugtung war, daß in seiner Sache die Zivilgerichtsbarkeit in neun Urteilen eine Sprache geführt hat, die sie zur strafenden Justiz verwandelt zu haben schien. Aber »Beleidigungen«? Nein, mit solchen Kleinigkeiten geben wir uns nicht ab. Wer die kriminalistische Wissenschaft um ein ganz neues Delikt bereichert hat, um dessen Definition sich vorläufig noch die Besten bemühen und das die Gesetzgebung in ungeahnter Weise zu befruchten geeignet ist, wer der Rechtssuchung neue Wege gewiesen, wer den Anstoß zu einer Fülle fachwissenschaftlicher Aufsätze und zu einem Aktenstudium gegeben hat, welchem heute die hervorragendsten Juristen des Reiches obliegen: den soll und darf man wegen des banalen Vergehens der »Schmähung« oder, wie zu erwarten wäre, der noch banaleren »Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge« nicht abnützen ... Und daß ich schließlich nicht verhalten werden kann, auf alle Gipfel des Stumpfsinns, die einer erklimmt, nachzuklettern, versteht sich bei dem Übermaß der mir aufgebürdeten Arbeit von selbst. Darum darf ich es unterlassen, zu erklären und breitspurig zu beweisen, daß bei der Zitierung jenes schamlosen Eingriffes in das Privatleben einer Künstlerin keine »Fälschung des Herrn Karl Kraus«, wie sie an allen Straßenecken plakatiert ist, vorliegt. Nur in Kürze, und weil ein scheinbar sachlicher Vorwurf, und wäre er auch der albernste, auf Denkfaule von faszinierender Wirkung ist, wofern er nur mit dem nötigen Pathos hinausgeschrien wird: Wahr ist, ewig wahr und nicht wegzuleugnen, daß ich es unterlassen habe, zu zitieren, daß die gegen Frau H. verübte Gemeinheit auf einer aus der 'WIENER ABENDPOST' entnommenen Information beruhte. Aber — die Feder sträubt sich, gegen solchen Idiotismus mich zu verteidigen — die 'Wiener Abendpost' hatte doch nur gemeldet, daß Frau H. fortan als Gast auftreten werde <sup>1</sup>? Wie sollte die Wiedergabe dieser Meldung die Dreistigkeit des KOMMENTARS in milderem Licht erscheinen lassen? Daß Frau H. nicht mehr als Mitglied, sondern als Gast auftritt, ist ja bloß die natürliche, nicht wegzuleugnende Veranlassung des Bu-

---

1 s. Heft 97 # 08

benstücks, die der Bube ebensogut aus einem Theaterzettel der Hofoper wie aus der 'Wiener Abendpost' beziehen konnte. Ich habe also etwas völlig Irrelevantes zu zitieren unterlassen, dafür aber etwas noch Irrelevanteres an anderer Stelle »eingeschmuggelt«. Ein Satz nämlich, der mit dem Wesen der Gemeinheit so wenig zu tun hat wie die Nennung der 'Wiener Abendpost', ist von mir, nachdem die wörtliche Zitierung beendet war, teilweise reproduziert worden. Und da findet sich denn das Wörtchen »längst«, welches in dem Original des geehrten unlauteren Wettbewerbers nicht enthalten ist. Ich könnte mich auf die meinem früheren Drucker bekannte undeutliche Handschrift ausreden, der es zu danken sei, daß das — nicht zitierende, sondern persiflierende — Gänsefüßchen VOR anstatt HINTER dem Wörtchen »längst« seinen Platz gefunden hat. Dies wäre, wiewohl bei der 'Fackel' eine schlechte Handschrift durch eine peinlich genaue Korrektur paralysiert wird, MÖGLICH und könnte als Entschuldigung dienen, SELBST WENN das Wörtchen »längst« nach irgendeiner Richtung eine Veränderung, eine Entstellung des Sinns bewirkt hätte. Da dies nicht nur nicht der Fall ist, sondern dank dem eingeschmuggelten Wörtchen beinahe eher eine Verringerung als eine Vergrößerung der angenagelten Gemeinheit bewirkt wurde, so wird auch der blindwütigste Hasser mir eine dolose Absicht nicht imputieren können. Ein ehrenwerter Mann schrieb die Worte nieder, kluge Leute hätten Lunte gerochen, daß im Falle der Sängerin H. etwas vertuscht werden sollte, und siehe da: ich zitierte, ein ehrenwerter Mann habe die Worte niedergeschrieben, kluge Leute hätten LÄNGST Lunte gerochen, daß usw. Ich habe also einen ehrenwerten Mann unverdient gekränkt und im Wege einer »dreisten Fälschung« den Sinn seiner Worte in dessen Gegenteil verkehrt. Das glauben jetzt hoffentlich alle gerechten Israeliter, denen die 'Monatsschrift der österreichisch— israelitischen Union' den Bezug des 'Feuerschein' »wärmstens empfohlen« hat. Aber unverbesserlich, wie ich nun einmal bin, bekenne ich: Die klugen Leute hätten, da sie's »längst« nicht taten, überhaupt nicht Lunte riechen und nicht mit schmierigen Fingern das Familienleben einer Künstlerin berühren sollen. Die öffentliche Besprechung ihres Unglückes und ihrer pekuniären Lage empfinde ich — auf die Gefahr hin, mich der »Exekutionsvereitelung« mitschuldig zu machen — im Namen des Schrifttums hundertmal schmerzlicher als die Verunglimpfung meines — zur Zeit in einer andern Druckerei etablierten — Wirkens.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.  
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3